

## Das Geschlecht der Dinge

Interdisziplinäre und epochenübergreifende Perspektiven auf  
Geschlecht, Lebensstil und den Symbolcharakter der Dinge,  
16. bis 28. Juni 2003 in Münster

### Tagungsbericht

Nicole Grochowina, Pauline Puppel

„Dinge sind selten einfach nur Dinge“ – im Zentrum der interdisziplinären und epochenübergreifenden Tagung<sup>1</sup> stand die Frage nach Bedeutung(en) von Gegenständen für gesellschaftliche, politische, kulturelle, wirtschaftliche und mithin geschlechterspezifische Bereiche. Mit den unterschiedlichen Ansätzen und Methoden der Geschichtswissenschaft sowie der Disziplinen Archäologie, Kunstgeschichte, Soziologie, Textilwissenschaft, Volkskunde und Ethnologie wurde analysiert, wer in welcher Weise über den symbolischen Gehalt und die spezifische Wirksamkeit von Dingen entschied, wem die Deutungsmacht oblag und wie Frauen und Männer die Bedeutungsvielfalt nutzten oder ablehnten.

In fünf Sektionen wurden Besitzstrukturen und Verwendungen, die einerseits Dinge mit Bedeutung belegen und andererseits von Dingen selbst mit Bedeutungen versehen werden, hinsichtlich der Leitfrage nach dem Geschlecht der Menschen analysiert, die Dinge benutzten, nicht benutzen durften, anzogen, trugen, kauften oder besaßen, erbten oder vererbten. Besonderes Augenmerk lag dabei auf der Untersuchung der engen, aber keineswegs ahistorischen und unwandelbaren Verbindungslinien zwischen dem Gegenstand und dem Geschlecht des mit ihm in Beziehung stehenden Menschen sowie der geschlechtsspezifischen Strukturierung der Lebenswelten durch bestimmte Dinge.

---

1 Die Tagung wurde veranstaltet vom „Arbeitskreis Historische Frauen- und Geschlechterforschung“ in Zusammenarbeit mit dem SFB 496 „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“.

Informationen zum AK sind im Internet unter [www.geschichte.uni-bielefeld.de/akhfg/](http://www.geschichte.uni-bielefeld.de/akhfg/) zu finden. Die Bundeskoordination übernimmt ab dem Wintersemester 2003/04 Frau Prof. Dr. Bea Lundt, Universität Flensburg.

In Sektion 1 standen mit *Erbgütern* Dinge im Vordergrund, die ver- und geerbt wurden. Annemarie Fiedermutz-Laun (Ethnologie, Münster) eröffnete die Tagung, indem sie sich mit „Haus, Herd, Speicher“ den Symbolen der Fruchtbarkeit bei den Kasena im Süden Burkina Fasos widmete. Ihre soziale Ordnung beruht auf einem Klan-Lineage-System, das sich auf die patrilineare, polygame Familienstruktur stützt. Die Stellung der Ehefrauen hängt ab von der sozialen Stellung des Ehemannes, von der Abfolge der Eheschließungen sowie von der Anzahl der Kinder. Die anthromorphe Bauform der Wohngebäude drückt nicht nur diese komplexe soziale Ordnung aus, sondern lässt auch dezidierte Geschlechtszuschreibungen erkennen. Religiöse Konzepte des Islams und des Christentums wirken sich jedoch zunehmend auf die soziale Ordnung (Hinwendung zur Monogamie) sowie auf Architektur und Baumaterial aus. Gleichwohl verblieb die Fruchtbarkeit oberstes Gebot, denn sie brachte das Ansehen in die Familie oder – wenn Kinder ausblieben – die Strafe der Wiedergeburt als Mann.

Zwei spezifisch weiblichen Erbgütern wandten sich Eva Maria Butz (Mittelalterliche Geschichte, Dortmund) und Karin Gottschalk (Frühneuzeitliche Geschichte, Kassel) zu. Butz stellte in ihrem Beitrag über „Burgfrauen – Frauenburgen“ Überlegungen zu Wittumburgen an. Die Burg repräsentierte als Sitz der Adelsgeschlechter deren Anspruch auf Herrschaft. Darüber hinaus diente sie der standesgemäßen Versorgung adeliger Witwen. Kompliziert wurde es, wenn Frauen wie Elisabeth von Thüringen auf ihren Besitz verzichten wollten, denn Witwen hatten kein Recht, das Wittum zu veräußern. Auch gerieten sie in finanzielle Schwierigkeiten, wenn ihre Burg verpfändet wurde. Butz wies abschließend auf dringende Forschungsdesiderata hin: Es müsse untersucht werden, welche Burgen als Witwensitze genutzt und welche Burgen von den Fürstinnen gegründet wurden.

Den „Verlust des Geschlechts“ stellte Gottschalk am Beispiel der Gerade, das heißt des im sächsischen Rechtsgebiet nur in weiblicher Linie vererbten, zum Haushalt gehörigen Guts im 17. und 18. Jahrhundert, im Kontext von Gerechtigkeitsdiskurs und bürgerlichem Recht vor. Sie erläuterte den Gebrauch und die Legitimität dieses spezifischen Rechtsinstituts und formulierte die These, dass naturrechtliche Gerechtigkeitsvorstellungen die Konzepte der gesellschaftlichen ständischen Funktionszuweisung ablösen. Die Gerade wurde nun als Privileg aufgefasst, das der postulierten Gleichheit widersprach, da es die Söhne benachteilige. Am Ende dieser Debatte stand 1814 die Abschaffung der Gerade.

Georg Fertig, Christiane Fertig und Volker Lünemann (Neuere Geschichte, Münster) formulierten Überlegungen über „Männliche Erbschaft, weibliche Aussteuer?“. Am Beispiel des Transfers dinglicher Rechte am Bauernhof in den westfälischen Gemeinden Westfeld, Löhne und Borgeln im 19. Jahrhundert wiesen sie nach, dass die überkommene Vorstellung von der Erbfolge des ältesten beziehungsweise des jüngsten Sohnes und von der Einheirat der Töchter in andere Höfe empirisch nicht haltbar ist. Ein Abweichen von der männlichen Erbfolge begründete sich in der bedürfnisorientierten Übergabe der Bauernhöfe, die durchaus auch im Rahmen des „Rollenergänzungszwangs“ zu verstehen ist. Im intergenerationalen Transfer kam es deshalb nicht zwingend zur erbedingten Diskriminierung von Frauen.

Am Abend des ersten Tages fand der Festvortrag statt. Karin Hausen (Neueste Geschichte, TU Berlin) referierte über „Das Geschlecht der Dinge im Zeitalter des Massen-

konsums“. In den 1950er Jahren kam in der Bundesrepublik Deutschland der Massenkonsum auf, aufgrund dessen die Werbebranche zu neuen Vermarktungsstrategien greifen musste. Konkret zeigte Hausen am Beispiel diverser Artikel, welcher weibliche und männliche Sinnhorizont aufschien und wie Dinge dazu dienten, die normative Geschlechterordnung zu prägen und gegebenenfalls auch zu manifestieren. Die Vergeschlechtlichung der Waren erfolgt bis in die Gegenwart über die Werbung, wobei Hausen deutlich herausstellte, dass – allen Ambitionen der Werbestrategen zum Trotz – Geschlechtszuweisungen hier nur nachgestellt werden. Sie können nur erfolgreich sein, wenn sie der Interpretation des zeitgenössischen „common sense“, den Sehgewohnheiten der Adressaten entsprechen. Die Entwicklung der Werbung seit den 1980er Jahren lasse erwarten, dass beworbene Dinge sich zunehmend aus den Geschlechternormen befreien, da soziokulturelle Normen immer mehr ins Schwanken gerieten und alle Rollen verfügbar würden.

Die Vorträge in Sektion 2 befassten sich mit Dingen, die im weitesten und im engeren Sinne *am Körper* getragen werden. Hier wurde unterschieden zwischen Dingen am Körper sowie Männlichkeit konstituierenden Dingen. Elke Hartmann (Alte Geschichte, HU Berlin) analysierte mit der „Symbolik der Kleidung im Athen des 6.–4. Jahrhunderts v. Chr.“ einen Aspekt antiker Männergeschichte. Griechische Männer, die auf Vasen und Grabreliefs abgebildet sind, tragen Mäntel, die keinerlei Statussymbole aufwiesen, aber dennoch der sozialen Distinktion dienten. Der Mantel beziehungsweise sein korrektes Tragen stellte den freien Mann als einen aufgrund seiner ökonomischen Situation zum politischen Handeln befähigten Bürger dar. Dem Ideal des Redners angemessen, wurde der Mantel geschickt drapiert und unter der Achsel gehalten, um Affektkontrolle und Besonnenheit auszudrücken. Der Mantel von Bürgern ist von dem Mantel der Knaben und Hetären zu unterscheiden, die auf Vasen völlig verhüllt erscheinen. Hier wurde vielmehr durch den Signalcharakter der Kleidung auf potentielle erotische Beziehungen verwiesen.

Christine Kunst (Alte Geschichte, Potsdam) wandte sich den „Ornamenta uxoria“ zu und ging der Frage nach, ob es sich um Rangabzeichen oder Schmuck der römischen Ehefrau gehandelt habe. Je höher der politische Stand eines Mannes war, desto reicher war seine Gemahlin geschmückt. Von besonderer Wichtigkeit waren Perlohringe, die als Auszeichnung der *mater familia* galten und damit auf die Wichtigkeit und Anerkennung der Reproduktion verwiesen. Kaiserinnen schmückten sich jedoch auch, wenn sie keine Kinder hatten. Freigelassenen Frauen war das öffentliche Tragen von Perlen nicht gestattet; sie unterliefen jedoch das Verbot, indem sie kleine mit dem Schmuck gefüllte Kästchen trugen. Ungeklärt blieb die Frage, auf welchen Wegen der Schmuck vererbt wurde, ob er also zu einer weiblichen Domäne avancierte, die durch weitere Gaben des Mannes stetig vergrößert werden konnte.

Gabriela Signori (Mittelalterliche Geschichte, Münster) referierte über „Schleier, Hut oder Haar: Prologema zur Geschichte von 1 Kor. 11, 3–16“. Sie wies darauf hin, dass der Korintherbrief die mittelalterliche Vorstellung von der Ordnung der Geschlechter geprägt habe, dessen Rezeption jedoch noch nicht hinreichend erforscht sei. Die Tonsur der Geistlichen galt als Standesmerkmal. Die Geschichte der Kopfbedeckung von Geistlichen lässt sich in drei Phasen einteilen: Seit dem 11. Jahrhundert ließ sie sich erstmals nach-

weisen, im 13. Jahrhundert wurde das Tragen eines Hutes oder einer Mütze in der Öffentlichkeit zur Pflicht und im 14. Jahrhundert setzte sich die liturgische Kopfbedeckung während der Messe durch. Während der barhäuptige Mann seine Demut und Askese zeigte, bezeichnete der Hut demgegenüber den Stand, das Alter und den Rang eines Mannes. Insgesamt kam Signori zu dem Schluss, dass das Geschlecht auf dieser Ebene sekundär war. Hier ging es vorrangig um Ehre und Subordination.

Simona Slanicka (Mittelalterliche Geschichte, Bielefeld) fragte explizit nach dem „Geschlecht der Haare“. Als einzige Referentin wandte sie sich einem ‚Ding‘ zu, das fest mit dem Körper verwachsen ist. Ihr ging es nicht um kulturelle Erklärungsmuster von Haarmoden, sondern vielmehr um das Ordnungsmuster, dessen Indikationscharakter auf Tugenden und Laster verwies: Schon Hildegard von Bingen setzte das gesunde Haar mit der gesunden Seele gleich. Demzufolge wurde Haarausfall ebenso wie zu starker Haarwuchs auf einen unkeuschen Lebenswandel und starke Brustbehaarung auf geringe Geistesgaben zurückgeführt. Das Scheren der Haare als Rechtsbrauch – in erster Linie als Strafe für ehebrechende Frauen – ist seit Tacitus belegt. Die Geschlechterdifferenz wird an diesem ‚Ding‘ besonders deutlich, denn unkeusche und ehebrecherische Männer wurden zu keiner Zeit geschoren.

Barbara Krug-Richter (Volkskunde, Münster) thematisierte in ihrem Vortrag „Von Messern und Männlichkeit“ bewaffnete Konflikte zwischen Studenten und Handwerksgesellen im frühneuzeitlichen Freiburg. Das Tragen von Waffen war in der vormodernen Gesellschaft ein Zeichen von Männlichkeit. Diesem Konzept entsprach auch das studentische Gebaren, das streng ritualisiert war und der Konfliktbewältigung diente: Das angemessene Tragen des Mantels, das Wetzen und Ziehen der spezifisch studentischen Hieb- und Stichwaffen – also gerade nicht der Messer – waren ebenso wie die folgende gewalttätige Auseinandersetzung bestimmten Regeln unterworfen. Studentische Konfliktkultur ist ein Teil der von Ehrkonzepten strukturierten männlichen Welt.

Stefan Haas (Neuere Geschichte, Münster) wandte sich der „Verr(a)uchten Geschichte“ zu. Er betrachtete Qualm als geschlechtsspezifische Körpererweiterung und gleichzeitig auch als Verschleierung in der modernen Industriegesellschaft. Um den Rauch etwa einer Zigarette als ‚Ding‘ mit einer geschlechtsspezifischen Konnotation fassen zu können, rekurrierte er auf den „body turn“, dessen Ziel zwar jenseits der Diskurse, aber nicht erneut bei der Dinglichkeit liegt. Hieraus ergab sich Haas' Postulat nach einer historischen Phänomenologie des Rauches. Materialität als Kategorie dürfe nach Haas nicht an das naturwissenschaftliche Konzept der Stabilität gebunden bleiben.

Die 3. Sektion stellte *Kulturgüter* in den Mittelpunkt. Antje Flüchter-Sheryari (Frühneuzeitliche Geschichte, Münster) zeichnete in ihrem Vortrag über „Frauen, Bücher, Frauenbücher?“ ausgehend von mehreren Mariendarstellungen, von denen nur die älteren die Muttergottes lesend abbildeten, die Bedeutungsmuster des Begriffspaares ‚Frau‘ und ‚Buch‘ nach. Bücher waren Dinge, deren Benutzung standes- und geschlechtsspezifisch reguliert war. Anhand der von Sophie von La Roche herausgegebenen Zeitschrift *Pomona* aus den Jahren 1783–1784 untersuchte Flüchter die Frage, wie sich Frauen den Wandel von der gesellschaftlich akzeptierten gelehrten Frau des frühen zur empfindsamen Seele des ausgehenden 18. Jahrhunderts aneigneten und damit durch die Übernahme

männlich konnotierter Erziehungsideale die Geschlechterhierarchie festigten. Weibliche Bildung wurde nur noch auf den Haushalt ausgerichtet und in Ausrichtung auf den Ehemann bestimmt, dem sie eine gute Gesellschafterin zu sein hatten – ein Ideal, dem sich auch (groß)bürgerliche Frauen wie Sophie von La Roche unterwarfen.

Mit dem „Fetisch Schurz“ befasste sich Elke Gaugele (Textilwissenschaft, Köln). Sie fragte nach der Maskierung von Weiblichkeit, wie sie im „Schürzen-Diskurs“ zum Ausdruck komme. Die Schürze als Symbol für die Frau inkludiere nicht nur die weibliche Sexualität, die enge Verbindung von Schürze und Unterwäsche enthalte darüber hinaus auch einen Ausdruck von Intimität. Die Schürze könne den Rang eines Fetisch einnehmen. Der engen Verbindung von Frauen und Stoff schrieb Gaugele die erotische Haptophilie durch die Männer zu. Das Begehren des Mannes richte sich nicht auf die Frau, sondern auf das textile ‚Ding‘, mit dem sie entweder bekleidet sei oder das sich ohne Frau im Verfügungsbereich des Mannes befinde.

In Sektion 4 wurden Dinge bei *Tisch* in den Vordergrund der Vorträge gestellt. Jan Rüdiger (Mittelalterliche Geschichte, HU Berlin) referierte über „Hebe und die Häuptlingstochter. Der Umgang mit dem Trinkbecher als Verhandlungsführung im europäischen Mittelalter“. Rüdiger wies auf die spezifische Kommunikationsform der hochmittelalterlichen Aristokratie hin, da in der Dichtung des Mittelalters eine besondere Verbindung zwischen Frauen und Bechern auszumachen ist. Das Trinkgefäß galt als weibliches Attribut. Eine Tochter des Hausherrn war es, die im skandinavischen Raum dem Fremden den Willkommenstrunk reichte und damit auf die friedlichen Absichten der Gastgeber hinwies. Die Darreichung des Bechers in politisch brisanten Situationen von Mädchenhand symbolisierte das Angebot, eine Auseinandersetzung nicht kriegerisch, sondern mit friedlichen Mitteln zu verhandeln.

Sabine von Heusinger (Mittelalterliche Geschichte, Mannheim) stellte ebenfalls den „Trinkkrug“ ins Zentrum der Überlegungen. Der Krug, dessen materielle Überlieferung sehr schlecht ist, diene im Raum der Zunftstube der Identitätsstiftung von Gesellen. Das Trinkgefäß war also in diesem Zusammenhang männlich konnotiert. Es versinnbildlichte das gesellige Beisammensein von Handwerksgesellen in einem von der Obrigkeit nicht kontrollierbaren Raum. Krug, Mahl und Eid konstituierten eine Gruppe von unverheirateten, jungen Männern, die sich als Einheit mit spezifischen Interessen begriffen und ihren Meistern als solche gegenübertraten oder etwa eine eigene Gerichtsbarkeit forderten.

Bettina Mann (Ethnologie, Halle) befasste sich in ihrem Vortrag „Lang‘ gekocht und schnell gegessen“ mit dem Verhältnis von alimentären Verbrauchsgütern und Geschlecht. Sie wandte sich der Vergänglichkeit von Dingen und hier insbesondere von Nahrungsmitteln zu. Form und symbolische Bedeutungen der Speisen ändern sich, wenn sie vom rohen in den gekochten und schließlich in den verdauten Zustand wechseln. Es findet die Transformation und schließlich die Entmaterialisierung der Nahrung statt. Kulinarische Systeme sind dabei abhängig von Religion, Ethnie, Geschlecht. Esskulturen und diätetische Vorstellungen unterliegen darüber hinaus (schnell) wechselnden Moden. Mann nutzte die Kategorie Geschlecht für die Untersuchung von Produktion und Konsum der Nahrungsmittel im urbanen Raum der Metropole Kairo. Sie kam zu dem Ergebnis, dass das „proper meal“ der Familie grundsätzlich in der Verantwortung der Frau liegt, während

der Mann lediglich in seiner Vorliebe für Fleischspeisen eine (konservative) Ernährungspräferenz vorgibt.

Ulrike Lindner (Neuere Geschichte, München) verblieb mit ihrem Vortrag „Kleingeräte in der Küche der 1950er und 1960er Jahre: Arbeitserleichterung für die Frau, Statussymbol für die Familie oder unfunktionale männliche Technik?“ ebenfalls im spezifischen Raum der Hausfrau. Lindner beleuchtete anhand der kleinen Küchenhelfer schlaglichtartig die zentralen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts: die Technisierung und Modernisierung des gesamten Lebensumfelds mit ihren geschlechtsspezifischen, sozialen und kulturellen Folgen. Sie thematisierte den Arbeitsalltag von Frauen in den beiden Nachkriegsjahrzehnten und ordnete die neue Haushaltstechnologie in diesen kulturellen Kontext ein. Elektrische Haushaltsgeräte waren verhältnismäßig teuer, dennoch verschwanden die glänzenden und scharfkantigen Küchenhelfer der 1950er Jahre nach seltener Benutzung im Schrank, denn sie waren nur für einen Arbeitsgang zu gebrauchen und zwischen den einzelnen Arbeitsschritten sehr aufwendig zu reinigen. Die Technisierung bereitete dem Argument, die Haushaltsarbeit zu erleichtern, den Boden und zementierte dadurch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Die nach männlichen Vorstellungen entwickelten, mit dem „time-saving“-Argument beworbenen und in aller Regel von Männern angeschafften Maschinen dienten weniger der Arbeitserleichterung. Sie waren vielmehr Statussymbole, die die moderne Küche schmücken sollten.

In Sektion 5 schließlich wurden *Erinnerungsobjekte* diskutiert. Natascha Sojc (Klassische Archäologie, München) fragte, „was man von Harper's Bazaar ‚Tribute Issue‘ über attische Grabreliefs klassischer Zeit lernen kann“. Sie stellte mit Grabreliefs und Fotografien von Mode- und Make-up-Herstellern Dinge vor, mit denen Emotionen zum Ausdruck gebracht wurden. Ausgehend von Ergebnissen psychoanalytischer und psychologischer Untersuchungen zu den unterschiedlichen Stadien der Verarbeitung von Trauer warf Sojc die Frage nach der anthropologischen Konstanz von Gefühlen auf. In der archäologischen Forschung bestehe ein Dissens über die Darstellung von Emotionen auf Grabreliefs, der durch die Hinzuziehung literarischer und epigraphischer Quellen gelöst werden kann. Die Trauer findet ihren Ausdruck erst beim Anblick und in Auseinandersetzung mit bildlichen Darstellungen. Analoge Darstellungen von Trauer lassen sich über die Jahrtausende in einem kohärenten Handlungszusammenhang von Männern und Frauen nachweisen. So stellt etwa die Entwicklung von der exzessiven zur idealisierenden Trauer eine konstante Emotionsäußerung dar. In der 1999 anlässlich des Todes der Chefredakteurin veröffentlichten ‚Tribute Issue‘ lassen sich kontextbezogene Bildchiffren aufzeigen, die die Prozesshaftigkeit der Trauerarbeit offen legen. Das stilisierte Bild ist dabei in seiner uneindeutigen Aussage nur ein Teil dieses Vorgangs, es steht für einen Entwicklungsschritt der Trauer.

Ebenfalls bildlichen Darstellungen widmete sich Marita Bombek (Textilwissenschaft, Köln), die in ihrem Vortrag über „Textilien als weibliche Sprachform im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit“ die Bildteppiche aus dem im 13. Jahrhundert gegründeten Kloster Wienhausen vorstellte. Diese Teppiche, auf denen vor allem Heiligenviten, aber auch Szenen des höfischen Lebens ‚mit der Nadel gemalt‘ sind, begreift Bombek in der Tradition der „textilen Frauenkunst“ als eine spezifische Ausdrucksform von Frauen. Aus Män-

nerklöstern ist kein derartiger Umgang mit Textilien bekannt. Bildteppiche dienten nicht nur der Memoria, sie sind darüber hinaus auch Beleg der höfischen Bildung der Klosterfrauen. Die Frage, ob weltliche Themen überhaupt für Kloster und Kirche geeignet waren, ist laut Bombek anachronistisch, denn sie beruhe auf der Annahme einer strikten Trennung von sakralen und profanen Räumen.

Claudia Lenz (Neuere Geschichte, Hamburg) beschloss die Sektion mit ihrem Vortrag über „Erinnerungsdinge und die Geschlechterordnung des Widerstands“. Mit den Repräsentationen des Widerstandes gegen die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg in der norwegischen Erinnerungskultur nach 1945 standen auch in diesem Vortrag Bilder im Zentrum. Ausgehend von der Überlegung, dass die stummen Abbildungen der Vergangenheit gegenwärtige Denk- und Wahrnehmungsschemata generieren, zeichnete Lenz nach, dass Männer heute als aktive Kämpfer gegen die Nationalsozialisten betrachtet, Frauen aber der als entpolitisiert verstandenen Sphäre zugerechnet werden. Da Frauen als Unterstützerinnen der Widerstandskämpfer angesehen werden, die einzig für die Aufrechterhaltung des ‚Normalzustandes‘ zu sorgen hatten, werden sie aus der kollektiven Erinnerung an den seit 1943 militärisch organisierten Widerstand ausgeschlossen. Erinnerungsdinge spiegeln also die Vergangenheit, gleichzeitig ordnet aber die Gegenwart das Vergangene nach eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen. Anhand der Brüche, die bei diesem Vorgang unweigerlich auftreten, lassen sich Ausschlussmechanismen offen legen.

Die Schlussdiskussion leitete Katharina Simon-Muscheid (Mittelalterliche Geschichte, Bern). Ausgehend von der Frage nach den „Dingen im sozialen Geflecht“ thematisierte sie die unterschiedlichen Leitlinien der interdisziplinären Betrachtung von Dingen. Sie nannte die geschlechtsspezifische Konnotation von Dingen, die Bedeutung von Dingen für den Lebensstil sowie den Symbolcharakter von Dingen. Dinge werden von den spezifischen Besitzstrukturen, der jeweiligen Nutzung und Verfügbarkeit sowie den zugewiesenen epochenspezifischen Konnotationen mit Bedeutungen aufgeladen und definiert. Dinge stiften in bestimmten Kontexten individuelle oder kollektive Identitäten, sie trennen soziale Gruppen sowie die Geschlechter voneinander und dienen der Festschreibung von Ordnungen. Der nicht autorisierte Gebrauch von Dingen kann zu Sanktionen führen, wie dies in der Frühen Neuzeit zum Beispiel am ‚Kampf um die Hose‘ deutlich wurde.

Insgesamt erwies sich die Analyse des ‚Geschlechts der Dinge‘ im interdisziplinären und epochenübergreifenden Rahmen als ein schwieriges Unterfangen. In Einzelaspekten, bei jedem einzelnen der interessanten Vorträge war eine genauere Benennung vom Verhältnis Geschlecht – Ding durchaus möglich. Allein: Es fehlte angesichts der Vielfalt der beteiligten Disziplinen an einer übergeordneten Verbindung, an einem integrativen Zugriff, der die Frage nach dem Geschlecht der Dinge auch für übergreifende Forschungsansätze hätte fruchtbar machen können. Zu disparat waren die Unterteilungen nach zugeschriebenen Geschlechtern der Dinge, nach geschlechtsspezifischer Nutzung und Verfügungszusammenhängen von Dingen oder nach Dingen, die symbolisch oder kulturell die Geschlechterhierarchie manifestierten. Dabei kam in vereinzelt Beiträgen die Verbindung zwischen dem Ding und dem Geschlecht des Menschen abhandeln. Auch blieb offen, wer zu bestimmten Zeiten und aufgrund welcher Strukturen die Deutungs-

macht über den Gehalt eines Dinges innehatte. Die meisten Vorträge verwiesen an dieser Stelle eher allgemein auf ‚gesellschaftliche‘ Zuschreibungen.

Ein wichtiges Ergebnis der Tagung ist jedoch die Erkenntnis, dass Zuschreibungen und Interpretationen in direktem, unlösbarem Zusammenhang mit dem heutigen Interpretieren stehen. Die Kontextualisierung eines sprachlich vermittelten Dinges mit Hilfe unterschiedlichsten Quellenmaterials deutet weiterhin an, welches Forschungsspektrum möglich ist und welche ‚neuen‘ Quellen dadurch für geschlechtergeschichtliche Fragestellungen gewonnen werden können. Der Forschung ist mit der Frage nach dem Geschlecht der Dinge ein weites Feld eröffnet worden.